

## Die Wahrheit in der Geschichte

Paul Ricœur

Das Rätsel der Vergangenheit

Erinnern – Vergessen – Verzeihen

Übersetzt von Andris Breitling und

Henrik Richard Lesaar,

mit einem Vorwort von Burkhard Liebsch

(= Essener Kulturwissenschaftliche Vorträge, Bd. 2)

Göttingen 1998,

160 Seiten, Wallstein Verlag.

„Ich schulde Ihnen die Wahrheit in der Malerei, und ich werde sie Ihnen sagen“, schreibt Cézanne am 23. Oktober 1905 an Emile Bernard. Jacques Derrida hat diesem Versprechen einst ein ganzes Buch gewidmet und darin vor allem die Frage gestellt, was das Wort ›sagen‹ »in der Malerei« heißen kann.<sup>1</sup> Was aber hat Paul Ricœur mit all dem zu tun? Auf den ersten Blick nicht allzu viel – und dennoch gibt es ein verborgenes Band, das selbst für einen flüchtigen Blick kurz sichtbar wird: in jener Fußnote, in der sich Ricœur ausdrücklich auf Cézanne beruft. Doch dazu später.

Das jüngste Buch von Paul Ricœur versammelt den Text zweier Vorträge zum Problem des Gedächtnisses, die Ricœur in den letzten drei Jahren zum Teil wiederholt gehalten hat. Und das Gedächtnis ist in ihnen nicht nur thematisch, es ist auch Akteur: Handelt es sich doch zugleich um eine Rückschau auf sein eigenes philosophisches Lebenswerk – und in manchem um eine Revision.

Für eine Definition von Geschichte als Wissenschaft erteilt Ricœur immer wieder Marc Bloch das Wort: Historie sei ›eine Wissenschaft, eine Erkenntnis durch Spuren‹. [S. 31, 115] Zurecht erinnert Ricœur daran, daß der Begriff der Spur sehr schnell auf die Aporie zurückführt, in die schon die antike Philosophie geraten ist: Die Vergangenheit – und letztlich das Sein als solches – entzieht sich einer eindeutigen binären Logik. „Wir sprechen vom Vergangenen zugleich als von dem, was *nicht mehr* ist, und als von dem, was *gewesen ist*.“ [S. 29] Einmal hat es einen negativen, das andere Mal einen positiven logischen Wert. Und genau genommen hat es beide immer zugleich. Der operative Begriff dieser Aporie ist für Platon und Aristoteles, wie für Augustinus, jener des *eikon* – Ebenbild oder Abbild. Diese drei überragenden Denker vertrauen also das Problem des Gedächtnisses dem Bild an. Und die folgenschwerste Entscheidung trifft dabei Aristoteles, als er ein „Bild“ für das Bild bemüht: Es sei wie beim Siegel, das seinen Abdruck im Wachs hinterlasse. Dieser Denkfigur wird man jahrhundertlang immer wieder begegnen — nicht zuletzt auch bei Freud, in seiner berühmten Notiz über den Wunderblock. Ricœur spricht von einem »Rätsel«. [28 ff.] Denn der Begriff des Bildes verschärft die Aporie. Aristoteles gibt nämlich zu, daß man ein Bild sowohl für sich selbst, als auch als Verweis auf etwas anderes betrachten kann.. Woher will man wissen, daß etwas ein Abdruck von etwas anderem – also die gegenwärtige Wirkung einer vergangenen Ursache – ist? Es ist die Erkenntnis der Ursachen, durch die Aristoteles am Beginn seiner Metaphysik die Episteme von der Empirie unterscheidet, die „Wissenschaft“ von der „Erfahrung“. Genau deshalb darf man dem mechanischen Bild von der Einprägung im Gedächtnis nicht trauen: Es setzt eine

Episteme, ein Wissen voraus, wo es seinen Ursprung erklären will. Seinen zweiten Teil verdankt das »Rätsel« dem platonischen Denken: Angenommen das Verhältnis von Ursache und Wirkung im Abbild sei eines der Ähnlichkeit. Wie will man über die Ähnlichkeit urteilen – „in Abwesenheit eines *tertium comparationis*“? [S. 30] Jeder Vergleich setzt die Anwesenheit der verglichenen Elemente voraus. Das ist aber im Verhältnis einer Erinnerung zu einer vergangen Wahrnehmung im strengen Sinne niemals der Fall. Spätestens seit Hume lautet die Frage, wie man eine Erinnerung von einem Phantasma unterscheiden kann.

Der geläufige moderne Begriff der Spur hat das aristotelische Bild ein wenig verschoben — etwa vom Siegelabdruck im Wachs zum Fingerabdruck oder zur Fußspur in Sand und Schnee. Nun meint aber Ricœur, daß die historische Erkenntnis dieses Rätsel zwar nicht gelöst, ihm jedoch ein Element hinzugefügt habe, das es vollständig verändere: die Figur des Zeugnisses –, „die Rede des Zeugen, der berichtet, was er gesehen hat, und verlangt, man solle ihm Glauben schenken“. [S. 32] Das Sehen und Entziffern einer Spur wird von einem Sprechen, Hören und Glauben abgelöst, die Ähnlichkeitsbeziehung von einem Vertrauensverhältnis. Dabei wird die Spur nicht einfach ersetzt, aber – so sagt Ricœur –, „man muß die Spur vom Zeugnis her denken, nicht umgekehrt“. [S. 33] Der Übergang zwischen Gedächtnis und Historie wäre demnach die Zeugenaussage.

Allerdings kann sich die Historie vom Gedächtnis nicht lösen und das Zeugnis erweitert lediglich dessen Problem – aus zwei Gründen, von denen Ricœur aber nur einen nennt:

1. Das Verhältnis von Gedächtnis und Imagination, Imagination und Wahrnehmung wird nur um eine Instanz verschoben. „Bevor der Zeuge aussagt, hat er gesehen, gehört, erfahren (oder er hat geglaubt zu sehen, zu hören, zu erfahren, darauf kommt es nicht an).“ [S. 38] Nur unter dieser Voraussetzung gilt er als Zeuge. Und er muß sich erinnern, um zu berichten...

2. Die Figur des Zeugen ist nicht nur nicht neu, sie ist durch mindestens *ein* Ereignis in diesem Jahrhundert für die Historie überholt: „Nichts hast du in Hiroshima gesehen, gar nichts“, läßt Marguerite Duras den japanischen Mann zu der französischen Frau in *Hiroshima mon amour* immer wieder sagen. Es gibt Ereignisse, die zu groß sind, um wahrgenommen zu werden: etwa das Licht des Atomblitzes, das so stark ist, daß es den Blick und seinen Träger zerstört. Es ist die Szenerie eines Gerichtshofes der Historie (wenn schon nicht die der Geschichte als Gerichtshof), die das Auftreten des Zeugen evoziert. Auf ihr entfaltet sich eine Dramaturgie, in der urteilende und beurteilte Instanz auf zwei verschiedene Rollen verteilt sind, die immer getrennt besetzt werden müssen. Was im Interesse der Gerechtigkeit des Urteils begründet erscheint, kann zugleich die größte Ungerechtigkeit zulassen: Jean-François Lyotard hat sein Hauptwerk *Der Widerstreit* wohl zum großen Teil unter dem Schock einer Leugnung der Existenz der Gaskammern geschrieben. So hat der französische Revisionist Faurisson behauptet, er hätte vergeblich einen einzigen ehemaligen Deportierten gesucht, der ihm beweisen hätte können „mit eigenen Augen eine Gaskammer gesehen“ zu haben. Die Wahrheitsbedingung einer Zeugenaussage wäre in diesem Fall, eine Gaskammer »tatsächlich und mit eigenen Augen« gesehen zu haben und womöglich zu „beweisen, daß sie in dem Augenblick todbringend war, als man sie sah“. <sup>ii</sup> Absurd, wird man sagen, und die Gerichte sind dieser Argumentation bekanntlich auch nicht gefolgt. Und dennoch stößt hier die Instanz des Zeugen auf eine ähnliche Grenze wie in Hiroshima. »*Widerstreit*« will Lyotard deshalb jenen Fall nennen, „in dem der Kläger seiner Beweismittel beraubt ist und dadurch zum Opfer wird“. <sup>iii</sup>

Merkwürdig, daß sich bei Ricœur kein Wort davon findet. Umso wichtiger ist es aber, daß Ricœur der Figur des Zeugen zwei entscheidende Aspekte abzugewinnen versteht: Zum einen stößt er auf einen gewissen Widerstand, den die Spur gegen ihre Ersetzung durch das Zeugnis leistet. [37-39] Gleich auf welche Weise er wahrnimmt,

immer wird der Zeuge vom Ereignis *affiziert*, das er nachträglich bezeugt. So weit enthält das Zeugnis immer ein Moment „von Passivität, von Pathos“, das es auf die Spur zurückführt, die diese Passivität im ›Einprägen‹, ›Einschneiden‹ und ›Einschreiben‹ enthält. Kaum hat man die Spur an den Rand verwiesen, findet man sie im Zentrum des Zeugnisses wieder. Dennoch läßt sich Ricœur nicht dazu verführen, zu resignieren und die Spur und das Zeugnis in eins zu setzen. Ihre Differenz ist für Ricœur eine ethische Differenz: Die Spur verpflichtet zu nichts, während das Zeugnis das Gedächtnis beansprucht und die Schuld es verpflichtet, indem die Vergangenheit die Zukunft belastet. „Wenn es eine Pflicht, sich zu erinnern gibt, dann umwillen der Schuld“. [S. 56]

Das Problem des Gedächtnisses hat vielleicht mehr mit der Zukunft zu tun, als mit der Vergangenheit. Gegen dieses Paradox entfaltet sich „die Kultur des Gedächtnisses als *ars memoriae*, als Mnemotechnik“, aber „auf der Grundlage eines Abstrahierens von der Zukunft“. Ebenso ist die Historie Retrospektion. Der Historiker weiß sich zwar als ein Mensch mit Erwartungen, aber er schließt die Dimension der Zukunft nicht in das Objekt seiner Studien ein. [S. 25 f.] Ja, der Ausschluß von Erwartungen geht so weit, daß er Teil der Berufsethik des Historikers wird. [S. 63]. Ricœur läßt auch in dieser Überlegung Marc Bloch zu Wort kommen: Die Historie sei „die Wissenschaft von den Menschen in der Zeit“. [S. 26] Dieser Definition ist nichts hinzuzufügen, aber es ist daran zu erinnern, daß die ›Zeit‹ auch die Zukunft impliziert.

Für die Historie hat das einen zweifachen Effekt. Den ersten entwickelt Ricœur wiederum aus der Figur des Zeugen: Das Gegenteil der Verlässlichkeit ist nicht der Zweifel, sondern der Verdacht. Aus der Frage nach Wahrheit ist die nach Wahrhaftigkeit geworden. [vgl. S. 40] Die Frage ist nun, ob die Gesamtheit der Zeugnisse verlässlich ist. [S. 33] „Das kritische Unternehmen der Historie setzt nicht den Verdacht außer Kraft, daß man durch falsche Zeugnisse betrogen sein könnte“. [S. 40] Oder daß man sie falsch interpretiert hat, wäre zu ergänzen. Allerdings schließt schon die Spur nicht aus, daß sie in die Irre leitet oder daß man sie nicht zu lesen versteht. Wichtiger ist jedoch die Konsequenz, die Ricœur für die Historie aus dieser Beobachtung zieht: „Die Wahrheit in der Historie bleibt somit unentschieden, plausibel, wahrscheinlich, anfechtbar, kurz: immer im Prozeß des Um-Schreibens begriffen.“ [S. 40] Damit wären wir nun endlich bei Cézanne: Hat nicht jener Cézanne, der die Wahrheit in der Malerei versprochen hat, die Montagne Sainte Victoire immer wieder gemalt? – wie Ricœur in der schon angesprochenen Fußnote erinnert. [S. 61]

Diesen ersten Effekt werden Historiker leicht zugeben können. Der zweite reicht aber viel tiefer. Ricœur entdeckt ihn ausgerechnet am Moment der Schuld: Ohne ein »Schuldigseinkönnen« (Heidegger) ist Schuld nicht denkbar. [S. 58] Das Sein-können aber impliziert, daß es anders sein könnte – oder anders sein hätte können. Dieser unvermeidliche grammatikalische Wechsel vom Indikativ zum Konjunktiv sollte es der Historie verbieten, mit einem mechanischen Modell von Kausalität zu operieren. Zweifellos heißt das nicht, daß sie die »Kategorie« der Kausalität (Kant) preisgeben muß – im Gegenteil. Nur ist die spezifische Kausalität in der Historie nicht analog zu bestimmten naturwissenschaftlichen Modellen zu begreifen. Schlimm genug, daß die Rede von Notwendigkeit in der politischen Rhetorik zur Zeit wieder hoch im Kurs ist. In der Historie aber muß man etwas vermeiden, was Ricœur mit Raymond Aron »*die retrospektive Fatalitätsillusion*« nennt. [S. 64] „Wissen, daß die Menschen der Vergangenheit Erwartungen, Vorahnungen, Wünsche, Befürchtungen und Pläne geformt haben, heißt, den historischen Determinismus durchbrechen, indem man in der Rückschau Kontingenz in die Geschichte einführt.“ [S. 63] Und »Kontingenz« versteht Ricœur mit Raymond Aron sowohl als „die Möglichkeit, das Ereignis anders aufzufassen, als auch die Unmöglichkeit, das Ereignis aus dem

Gesamtzusammenhang der vorherigen Situation abzuleiten“. [S. 64] Das Insistieren auf der Kategorie der Möglichkeit kann man nicht ernst genug nehmen. Was Ricœur hier fordert, ist genau das, was jedem Studienanfänger der Geschichtswissenschaft schon in der Einführungsphase energisch ausgetrieben wird: bedenken, *daß* es anders sein hätte können und *wie* es anders sein hätte können. *Die Wahrheit in der Geschichte* kann auch mit „Treue“ übersetzt werden. Der Abstand, der den Historiker von den Menschen der Vergangenheit mit ihren enttäuschten Hoffnungen trennt, erscheint als »ein Friedhof nicht gehaltener Versprechen«. [S. 65] Es geht um »das Ungetane der Vergangenheit«. [S. 66] Und die »Treue« bezieht sich letztlich „auf die nicht gehalten Versprechen der Vergangenheit“. „Denn diesen gegenüber stehen wir ursprünglich in Schuld“. [S. 67] Sie ist zwar nicht die ganze Wahrheit, aber die »Wahrheit« kann von der »Treue« nicht mehr getrennt werden. Das sollte aber nicht mißverstanden werden: Ricœur will die Historie nicht zum Fabulieren ermuntern, die Geschichte nicht durch Geschichten ersetzen. Man mag mit Nietzsche drei Formen des Historischen unterscheiden, wenn es jedoch eine Historie als Wissenschaft geben soll, ist ihre Funktion wesentlich die der Kritik. [vgl. S. 114-124] „Nur ein Gedächtnis, dem die kritische Funktion der Historie fehlen würde, entspräche seinerseits der bloßen Forderung nach Treue [...]. Ein Gedächtnis jedoch, welches der kritischen Kontrolle der Historie unterworfen wird, kann Treue nicht mehr anstreben, ohne auf seine Wahrheit hin geprüft worden zu sein“. [S. 66 f.] Doch: „Es ist nicht möglich, ›Historie zu treiben‹, ohne zugleich ›Geschichte zu machen‹.“ [S. 67; vgl. auch S. 125-130]

Noch einmal zurück zu Cézanne: Das Versprechen Cézannes, »die Wahrheit in der Malerei« zu »sagen« überbietet die Malerei – auf eine zukünftige Malerei hin, wie auf ein zukünftiges Sprechen –, wie das ›Versprechen‹ Ricœurs das Gedächtnis und die Historie überbietet —, das Gedächtnis auf die (kritische) Historie hin und die Historie – in doppelter Hinsicht – auf eine zukünftige Historie und auf eine zukünftige Geschichte hin. Mit dem ›Anspruch der Gewesenheit auf die Zukunft eines Diskurses‹ [S. 61] ist es demnach nicht getan. Darüber hinaus wäre an Ricœur jedoch die Frage zu stellen, ob die ethische Differenz zwischen Zeugnis und Spur nicht mit der möglichen Auslöschung des Zeugen hinfällig wird. Gibt es denn keinen stummen ›Anspruch‹ der Spur? — die ›Asche‹ Paul Celans, Jacques Derridas und so vieler anderer.

Der zweite Teil von Ricœurs Buch fügt diesem Problemkomplex vor allem zwei wichtige Fragen hinzu: die nach dem Verhältnis von individuellem und kollektivem Gedächtnis, bzw. von Gedächtnis und Historie [S. 74-87] und jene nach dem Vergessen und dem Verzeihen [S. 131-156]. Dazu hier nur noch so viel: Ricœur versucht das Verzeihen als »Gabe« zu verstehen. Es mutet ein wenig seltsam an, daß Ricœur – ausgerechnet in einem Kapitel über »Vergessen und Verzeihen« – über dem Namen von Marcel Mauss an all jene anderen zu erinnern vergißt, die – gerade in Frankreich – einen nicht unwesentlichen Teil ihres Denkens der ›Gabe‹ gewidmet haben: Bataille, Blanchot, Lévi-Strauss, Derrida und zahlreiche andere. Glücklicher Leser, der sich als Uneingeweihter über intellektuelle Rivalitäten der Protagonisten hinwegsetzen kann. Was für einen entfernten Beobachter zählt, sind die gestellten Probleme. Und die tatsächlichen Differenzen verlaufen kaum jemals entlang der Grenzlinien akademischer Lager.

Eine Rezension sollte immer berücksichtigen, in welchem Zusammenhang sie erscheint. Vielleicht hat Ricœur nicht uneingeschränkt Recht, wenn er erklärt, die Philosophen hätten das Problem des Gedächtnisses weitgehend vernachlässigt – nicht zuletzt auch er selbst. [S. 72] (Was ist mit Nietzsche, Bergson, Husserl, Heidegger, Derrida, Deleuze, um nur einige neuere Namen zu nennen?) Aber sie haben es sicherlich meist unterschätzt. Dagegen haben die Historiker es oft nicht einmal als ein Problem erkannt, das überhaupt erst gestellt werden

muß. Die Historiographie ist mit Reflexion ihres Tuns ja nicht gerade verwöhnt. Auch deshalb kann dieses Buch an dieser Stelle nur wärmstens empfohlen werden — weniger als ein konziser Traktat, der es nicht ist, denn als Anstoß zum Denken.

Ingo Zechner

---

<sup>i</sup> Jacques Derrida, Die Wahrheit in der Malerei, aus dem Franz. von Michael Wetzel, Wien: Passagen Verlag 1992.

<sup>ii</sup> Jean-François Lyotard, Der Widerstreit, übersetzt von Joseph Vogl, München: Wilhelm Fink Verlag, 2. korr. Aufl. 1989, S. 17 f. und passim.

<sup>iii</sup> Ebd., S. 27.